

## Feuilleton.

### Brot und Kohle.

Das werden sich die heiligen Wiener merken, und wenn sie hundert Jahre alt werden. So einen Winter haben sie noch nicht erlebt. Zu mild waren sie uns immer, die Wiener Winter, es gab mehr Zufuhenza- als Schleichstage, und wir brachten unserm Klima die übliche Nachrede auf, es sei eben auch ver- rückt geworden wie alle Welt. Nun hat es uns wieder einmal die Zähne gezeigt, und wir wissen, woran wir mit ihm sind. Und wir haben auch sonst allerlei gelernt in diesem scharfen dritten Kriegswinter, der ja leider noch lange nicht zu Ende ist.

Wer hat vor diesem Krieg den Wert des täglichen Brotes geschätzt? Man wissen wir, daß auch heute, wie in alten Zeiten, für jede Gemeinde ein gefüllter Getreidepeicher zum notwendigen Bestium gehören würde, und daß die Vorratswirtschaft überhaupt eine der wichtigsten Einrichtungen gewesen ist. Sie wurde aberwunden durch die moderne Entwicklung des Verkehrsweidens und die hundert Mög- lichkeiten in Handel und Wandel, niemand sorgt mehr vor für schlimme Tage, denn man hatte den Glanzen an solche verloren. Es werden moderne Häuser für Millionen Menschen ohne Speisekammer gebaut. Was ist aus? Was mußte da kommen, wenn wir kein Brot, keine Butter, kein Fett und

keine Eier mehr kriegen sollten! Nun, es ist gekommen.

Eine Mutter ergabte mir kürzlich, wie ihr Mädel den Krieg zu fühlen bekam. Als die kleine Mali eines Morgens ihr Brot ohne Butter erhielt, fragte sie, was das bedeuten solle. Da antwortete die Mutter: „Kind, draußen ist Krieg. Und so lange der Krieg dauert, gibt es keine Butter.“ Das Kind ver- stand nur beschränkt, wie das zusammenhänge. Und von Woche zu Woche kommt es immer wieder einmal mit dem leeren Brot zur Mutter und fragt schließlich: „Daußen noch Krieg?“ Sonst sagt sie nichts, die kleine Mali, aber die Sehnsucht nach der Butter wird sie nicht los.

Wir Melteben haben sie auch nicht über- wunden, wir essen unser Brot auch nicht gern unbeschränkt. Aber wir haben in diesen Winter- tagen entdeckt, daß es ein Ding gibt, das noch wichtiger ist als die Butter auf dem Brot, wichtiger als das Brot selber: die Kohle. Mehr, als er acht, kann der Mensch ent- behren, aber Licht und Wärme kann er nicht entbehren. Da hört er auf, ein Kulturmenschen zu sein, da bricht er seelisch zusammen, wenn er kein Essen ist. Alle Herrlichkeiten des Winters sind nichts, wenn am Ende ihres Weges kein warmer Ofen winkt. Aus einer kalten Stube entweichen alle guten Geister.

Das haben schon die Dichter des frühen Mittelalters gewußt, die den Winter als den Erwirner alles geistigen Lebens schmälerten. In allen Wäldern schwebten damals die Kohlenmeiler, und die Holzschreiter waren billig, aber so viel Wärme gaben sie nicht her, daß sich an ihnen die Lebenslust und die Festfreude hätte entzündend können. Und es

fehlt den langen Nächten das Licht. Ueber den öden, grauen Winter hinwegzukommen in einer Welt ohne Verkehrsmittel, ohne Sammelpunkte, das erschien einem Walter von der Vogelweide eine leidvolle Aufgabe. Und er ließ sich vom Bischof von Baffan schleunigst einen warmen Pelz schenken, als er wieder einmal nach Wien zog. Ohne einen solchen hätte er hier gar nicht leben können, so streng waren hier die Winter. Waren sie das wirklich? Oder war nur die Wärme so gering, die man erzeugen konnte, und das Behagen? Uns ist der Winter ein anderer geworden, ein ganz anderer. Er ist der geistige und gesellschaftliche Höhepunkt des Jahres, die fruchtbarste Arbeitszeit der Spender aller künstlerischen Freuden. Aber es haben wohl nicht viele darüber nachgedacht, daß er das nur geworden, weil wir genügend Kohle haben, und daß er es nur bleiben kann, wenn die Kohle uns nie ausgeht. Mit ihr schwinden Licht und Wärme, und alle Mädel stehen still. Wer uns die Kohle nimmt, der verweist uns wieder mit all unsern geistigen Freuden auf den Frühling und die Sonne und macht den Winter zu dem Un- hold, der er den Alten gewesen. Er zerstört den ganzen Schulbetrieb, den Großbetrieb von Kunst und Wissenschaft, tötet alle Geseßigkeit, lähmt das politische Leben und erschüttert den Riesenkörper der ganzen Stadt. Wer uns heute die Kohle nimmt, der macht uns für einen Großteil des Jahres wieder zu Höhlen- bewohnern, er nimmt der Großstadt jedes Daseinsrecht, er bringt sie um. Wir haben unsere ganze Existenz auf den Besitz von Kohle gestellt.

Man erschreut vor diesem Gedanken und fragt sich schließlich, ob das nicht ein boden-

reiten, vergrößerte und die Zukunft der Menschheit in allen Ländern gleichmäßig auf Kohle stelle. Noch sind wir keine zwanzig Jahre im Besitze der elektrischen Straßenbahn in Wien, noch klingen die Glöckchen der Bierde- bahn uns in den Ohren, aber wie bezeichnend ist es doch, daß kürzlich nicht ein Mensch den Vorschlag machte, die alten Pferde rasch um- zumontieren und wieder Pferde vorzuspinnen, wenn die elektrische Kraft verlagte. Als ob wir alle Brücken hinter uns verbrannt hätten, so hilflos stehen wir manchmal da, wenn eine Schraube an dem großen Mechanismus ver- sagt, in den wir eingepfercht worden sind. Eine moderne Wohnung, und sei sie noch so groß, hat keine Speisekammer, denn der Vorrat ist ja nicht weit. Die Zeiten sind vorbei, wo man in Böhmen eine Hungersnot kette, während in Ungarn das Getreide ver- kaufte. Deutzutage hungert man überhaupt nicht mehr. Der Besitz von Brennholz ist lächerlich und kostspielig. Und wo denn hin damit? Kein Haus hat mehr einen Ofen. Wir sind viel zu knapp eingerichtet für die Holz- wirtschaft. Mit einer Wucht ohnegleichen hat eine gleichmäßige Entwicklung die Städte uniforniert, hat man uns die alten, Lebens- gewohnheiten genommen, die alten Zusammen- und mannigfaltigen Jahrgelagenheiten durch andre ersetzt, die jetzt sämtlich versagen oder doch nahe daran waren, zu versagen. Das Alte aber ist tot, als ob es nie gewesen wäre. Es gibt kein Zurück, nur ein Vorwärts — vor- wärts mit Kohle. Denn das ganze Problem der Millionenstadt beruht auf ihr.

Es ist ein göttlicher Leichtsinn in diesem Tempo der Welt. Denn es wurde schon vor einem Viertelhundert von den Geologen

eine Berechnung aufgestellt über den Kohlen- besitz und Kohlenverbrauch der Menschheit, die nicht sehr beruhigend war. In etwa hundert Jahren begünne die Erschöpfung, hieß es, bei Fortdauer des damaligen Verbrauches. Und zwar begünne sie zuerst bei uns in Vesterreich und breite sich in Mitteleuropa langsam aus. Vom Beginn dieser Zeit trennen uns also bestenfalls nur noch fünfundsiebzig Jahre, denn der Verbrauch an Kohle ist seit dieser Berech- nung ins Maßlose gestiegen. Nach dreihundert Jahren greife die Erschöpfung auch nach Eng- land über, dann nach Amerika, zuletzt nach China, welches den reichsten Schatz an Kohle und den geringsten Verbrauch aufweise. Da der Kohlenbedarf all derez, denen der Boden zuerst ausgeht, sich an die halten wird, bei denen der Vorrat länger reicht, dürfte eine namulose Deziagd, ein Kampf auf Tod und Leben zwischen den Völkern der Erde entziehen um den Besitz der letzten Kohlen. Und der Zeit- raum von siebenhundert Jahren, der für den Verbrauch der gesamten Kohlenerschätze der Erde angenommen wurde, dürfte sich als eine viel zu lange Frist erweisen, man darf sie ruhig mit fünfshundert Jahren festsetzen.

Was dann? Wir werden uns darüber keine grauen Haare wachsen lassen. Wer weiß, welches Ersatzmittel bis dahin für die Kohle eintreten wird oder welche Kräfte in der Natur weiter schürmen werden. Der Gedanke, daß alles aufhören müsse, wenn der letzte Kohlenfübel geleert ist, wäre gar zu grotesk. Aber heute ist die Millionenstadt allerdings auf diese Formel gestellt. Nehmt dieser Stadt die Kohle, und sie ist in acht Tagen tot.